

# Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde  
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und  
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,  
Eppenhain, Glashütten, Kuppertshain, Schloßborn

falkensteiner Anzeiger  
fischbacher Anzeiger ❖

1. Jahrgang

Geschäftsstelle:  
Dauvitstraße 41

Dienstag, den 28. September 1915

Fernsprecher:  
Königstein 44

Nummer 5

## Große Zeit.

Erzählung von Arnold Frank

— Nachdruck verboten. —

„Das ist zuviel Geld,“ sagte Redlich ernst, „oder es ist ein Köder.“

„Vater, Du bist unausstehlich,“ rief das Ehepaar. „Wenn es zu wenig Geld ist, hast Du Deine Bedenken, und ist es ein gutes Stück Geld, dann ist es Dir wieder zu viel. Wie soll man es Dir bloß recht machen?“ sagte Helmert halb scherzend, halb ärgerlich.

„Stredt Euch bloß nach Eurer Dede,“ antwortete der Tischlermeister, „alles andere kommt von selbst. Doch am Ende seid Ihr ja mündig. Ich will zu der Kleinen gehen, Ihr habt ja doch wohl heute Abend wieder Gesellschaft.“ Er ging und Frau Mizzi zersträubte ein halbes Flakon Eau de Cologne, um den Raum wieder vom Dufte der Pfeife ihres Großvaters zu reinigen.

Als Ehrhard Redlich in das kleine Gemach seiner Enkelin eintrat, war diese dabei, auf einer Schiefertafel ein großes „R“ zu zeichnen, genau gesagt, zu malen. Der verzwickte Buchstabe machte Mathilde augenscheinlich ziemliche Schwierigkeiten. „Großvater, ich möchte das R, mit dem Dein Name anfängt, gern selbst schreiben können, aber ich bringe es nicht heraus. Zeige es mir doch mal. Da!“ Und sie bot ihm den schon ziemlich knappen Schiefertisch dar.

Der Meister betrachtete den Stummel mit einem ironischen Schmunzeln, aber als er ihn in die Hand nahm, kam über ihn ein Stück Verlegenheit. Von der Arbeit seiner langen Jahre waren seine ehrlichen Handwerkerfinger ziemlich steif geworden und mit dem kräftigen, an einen Tischlerblaustift gemahnenden Federhalter, den er sich für seinen Hausbedarf zugelegt hatte, ging das Schreiben noch so gerade. Aber mit diesem fingerlangen Stück Schiefertisch kaligraphische Musterleistungen zu machen, das war ein bißchen viel verlangt. Willig nahm er wohl den Stift in die Hand, es ward auch ein erkennbarer Name „Redlich“, als er nun schrieb, aber effektiv wirkte die Leistung in keinem Falle und der Großvater bemerkte auch im Gesicht seiner trotz ihrer jungen Jahre ziemlich ernststen Enkelin einen lustigen Zug. „Du, Großpapa, wenn ich so in der Schule schriebe, so muß ich mich einen Platz heruntersetzen.“

Der betagte Meister lachte: „Das glaube ich wohl, Kleine, aber sei Du mal erst über sechzig Jahre alt, wie ich, dann sind die Knochen steif, dann schmeckt das Essen nicht mehr so, und mit dem Schlafen ist es anders. Man wird eben alt.“

Das kleine Mädchen kam zu ihm heran, setzte sich auf des Großvaters Knie und fragte: „Du, Großvater, was heißt das, Du wirst alt? Kann man dann nicht mehr arbeiten und nicht mehr so essen und nicht mehr so schlafen? Das

wäre doch nicht schön, wenn man das ganze Leben so viel getan hat, wie Du? Ich denke, der liebe Gott müßte doch gerade dafür sorgen, daß es alten Großvätern gut geht. Der liebe Gott ist doch so gut.“

Der alte Mann seufzte. Was sollte er dem süßen kleinen Mädchel schon trübe Gedanken in das junge Köpfschen pflanzen! Von drüben her klang die Türklingel, da kamen schon die Gäste zur Abendgesellschaft. Auch die Enkelin lauschte. „Da kommen wieder die feinen, gepukten Leute, Großvater. Einmal hat mich die Bonne auch schmuck gemacht, ich habe hinüberkommen und allen Herrschaften einen Knix machen müssen. Und dann gaben sie mir so viel Bonbons und Süßigkeiten, und ich frage doch gar nichts darnach! Aber Mama machte strenge Augen, und da war ich denn froh, als ich wieder zur Tür hinaus war. Aber das ist ja alles weiter nichts, Großvater. Eins, bloß hab' ich noch, das möchte ich anders wissen!“

„Und was ist denn das, kleine Maus?“

Sieh mal, Großvater, Du kannst nicht so oft herkommen, wie ich wohl wünschte, und da hätte ich gern, ach so gern, eine Spielkameradin. So bin ich den ganzen Tag allein, und die Bonne spricht mir von nichts anderem, als daß ich artig sein soll. Aber was tue ich denn? Ich bin ja still, ganz still, wie eine Maus. Papa sagte es ja selbst, man merke es gar nicht einmal, daß ich im Hause sei. Siehst Du, da möchte ich doch ein bißchen lustig sein. Aber kann man das wohl, wenn man allein ist, immer so ganz allein?“

Meister Redlich strich leise, ganz leise über den Scheitel der Kleinen. Glückliche Kindheit, so hieß es ja wohl immer. Aber was hatte dies Kind in der reichen Häuslichkeit an Glück? Das war so wenig, so gar wenig. Wenn draußen auf der Straße Arbeiterkinder in Holzpantoffeln oder barfuß mit ihren Spielkameraden umhertollten, die hatten es besser. Kamen sie mit zerrissenem Kleidchen oder Jacke nach Hause, dann gab es von der Mutter einen Klaps, der von ihr nicht ernst gemeint, von der Kinderwelt nicht tragisch genommen war, und dann war alles wieder gut. Aber dies kleine Mädchlein, die einzige Tochter von reichen Eltern, war ein armes Vögelchen in einem goldenen Käfig, in dem es allein harren und aushalten mußte.

„Aber Du hast doch Schulkameradinnen,“ fuhr Ehrhard Redlich weiter fort. „Von denen suche Dir eine Spielgefährtin aus. Dann hast Du Unterhaltung und Freude und Frohsinn.“

Ein müdes Lächeln schlich sich über die Züge der Kleinen. „Die Mama sagt, die Eltern von meinen Schulfreundinnen paßten nicht recht in unseren Kreis, und darum sieht sie es auch nicht gern, wenn die Kinder zu mir kommen. Aber ich weiß etwas, Großvater,“ setzte sie flüsternd hinzu, „die Leute

hier draußen reden allerlei über uns, und da will wohl Mama nicht, daß sich die Kinder hier im Hause umsehen und zu Hause dann weiter davon sprechen."

Der Meister horchte hoch auf. In dieser Gegend wohnten vorwiegend Geschäftsleute von dem Schlage seines Schwieger-sohnes oder kleinere Leute, die aus dem Verkauf ihres Ackerbodens große Summen erzielten. Die nahmen die großen Einnahmen aus den Spekulationsgeschäften gern mit, sprachen aber sonst von ihnen nicht viel Gutes. So konnte er sich denn schon denken, was die kleine Mathilde meinte, und er suchte sie mit einigen beschwichtigenden Worten von diesem Thema abzubringen. Aber der Kleinen ging zuviel durch das Köpfchen, als daß sie sich so schnell davon hätte abbringen können. Sie kletterte auf seine Knie und flüsterte ihm ins Ohr: „Großvater, was sind denn Gründer?“ Und als der Tischlermeister nicht gleich antwortete, wiederholte sie die Frage dringender.

„Was geht Dich denn so was an?“ — „Höre nur, ich will es Dir erzählen. Neulich ging Mama mit mir aus, und ich trug zum ersten Mal mein neues, feines, blaues Kleid. Ich hatte mich sehr darüber gefreut. Da kam eine Frau mit ihrer Tochter bei uns vorbei, und das Mädchen sagte: „Sieh' mal, Mutter, was die aufgeputzt sind.“ Und die Frau lachte darauf und antwortete: „Laß doch man die, das sind ja bloß Gründer.“ Ich hatte es ganz genau gehört. Das klang so merkwürdig, daß mir beinahe Tränen in die Augen kamen. Mama hat es auch gehört, sie ging von da ab viel schneller und zog mich beinahe vorwärts.“

Sie schwieg und schaute den alten Mann erwartungsvoll an. Der bedachte sich einen Augenblick: „Sie' mal Tildchen, das ist nun mal so in der Welt, und Du wirst es auch schon gehört haben, alle Leute wollen gern viel Geld haben. Und wenn nun einer schneller zu etwas kommt, wie es Deinem Vater gelungen ist, dann sprechen die anderen darüber und ärgern sich. Und Dein Vater ist doch bloß ein gescheiter Geschäftsmann und nimmt Verdienstgelegenheiten wahr, bevor die anderen auch nur daran denken. Dein Vater hat hier mit dem Häuserbauen viel verdient, was alle hätten verdienen können. Dein Vater kann doch nichts dafür, daß die nicht daran gedacht haben. Aber jetzt ärgern sie sich. So, jetzt weißt Du es!“

„Großvater, sind denn alle Geschäftsleute so ein Papa? Ich meine, daß sie alles bezahlen . . . Ich hatte dann auf der Straße noch mehr gehört. . .“

Redlich hielt seiner Enkelin den Mund zu. „Du kleines, liebes, dummes Ding, quäl' doch Dein Köpfchen nicht mit solchen Geschichten ab. Sei froh, daß Du solchen tüchtigen und gescheiten Vater hast. Der kann doch nichts dafür, wenn andere Leute nicht so brav sind wie er. Und laß die Leute auf der Straße reden, was sie wollen, das ist nichts für Deine Ohren.“ Und er küßte das Kind, das erleichtert aufatmete.

Die Bonne der Kleinen schaute ins Zimmer. „Der gnädige Herr läßt fragen, ob Sie noch hier sind, Herr Ehrhard Redlich, er möchte mit Ihnen noch ein paar Worte sprechen.“

„So will ich nach vorn kommen,“ versetzte dieser. Aber das Mädchen bemerkte, der Herr wolle gerade hierher kommen, es sei auch noch ein Gast da, der das kleine Fräulein kennen lernen möchte. Gleich darauf kam der Baumeister Helmert mit einem noch ziemlich jungen, sehr eleganten Herrn, den er seinem Schwiegervater als den bekannten Techniker Dr. von Raschlow vorstellte.

„Mein Freund ist ein Junggeselle, aber trotzdem ein großer Kinderfreund,“ fügte er lächelnd hinzu, „sodass er sich nicht davon abbringen ließ, unser Töchterchen sehen zu wollen.“ Der Gast wandte sich freundlich an die kleine Mathilde und reichte ihr eine mitgebrachte Düte mit Konfekt. „Ich hoffe, mein kleines Fräulein, wir werden recht gute Freunde

werden,“ sagte er dabei, „gerade so wie Mama, Papa und ich es sind.“

Die Kleine knixte und sprach mit ihrer tiefen, für ihr zartes Alter so auffallend klingenden Stimme einige Dankworte; aber sie schaute dann gleich wieder nach dem Großvater. Der Vater meinte indessen: „Und nun, Tilde, gibst Du wohl die beiden Herren für heute Abend frei, wir haben noch Wichtiges miteinander zu reden.“

Zehn Minuten später saßen die drei Herren im eifrigen Gespräch bei einer Kanne Münchener Bier, das damals in Berlin erst bekannt zu werden anfing, in Helmer's Arbeitszimmer, das nicht nur diesen Namen hatte, in dem er auch wirklich arbeitete und wo er seine wichtigsten Geschäfte zum Abschluß brachte. Hier war man ungestört. Für andere An-gelegenheiten, die wenig oder nichts auf sich hatten, war das Herrenzimmer, ein Modestück, da.

„Schwiegervater,“ begann der Baumeister, „der Herr Dr. von Raschlow hat einen Plan, der Tonnen von Geld einbringen muß.“ — „Sagen wir Silber, das genügt auch schon,“ warf dieser ein. — „Nur nicht bescheiden, mein Freund,“ rief Helmert begeistert, „die Sache glückt und lohnt sich.“

Dann setzten abwechselnd der Techniker und der Hausherr den Plan auseinander. Die Gesellschaft der jungen Reichshauptstadt hatte augenweinig den Wunsch nach einem glänzenden und zeitgemäßen Wohnviertel, wie es London und Paris längst besaßen, einem vornehmen Idyll, in welches die Wogen des Arbeitslebens und des lärmenden Tagesverkehrs gar nicht hineinschlügen. Dort sollte das Neu-Berlin der Staatskunst, des politischen Lebens, des Geistes und der Finanzen entstehen, und dorthin, so konnte man hoffen, würden nicht nur die Reichsministerien, sondern auch das einmal zu bauende definitive Heim für den Deutschen Reichstag verlegt werden. Warum sollte sich auch der deutsche Kaiser nicht selbst in diesem neuen Berlin ansässig machen, denn sein altes Palais Unter den Linden war doch für einen so mächtigen Herrn wirklich etwas zu bescheiden. Schade nur, daß man das alte Schloß an der Spree nicht nach draußen hinaus versetzen konnte.

Ehrhard Redlich lachte: „Na, das alte Schloß lassen Sie man stehen, wo es ist,“ fiel er ein, „sonst bleibt ja für Berlin selbst gar nichts mehr übrig.“

Das gaben denn auch die beiden anderen Herren zu. Aber sonst beharrten sie bei ihren großen Hoffnungen. „Natürlich,“ so schloß Dr. von Raschlow mit erhobener Stimme, „dürfen wir nicht allein reden, sondern müssen handeln, können wir die nötigen Kapitalien vorweisen, so wird alles von selbst gehen.“

„Ja, wenn . . .“ sagte der alte Meister.

Da wurde der Baumeister energisch: „Na, Schwiegervater, nun seien Sie mal kein Frosch,“ rief er lebhaft; „daß Sie ein Mann von hunderttausend Talern sind, das weiß doch ganz Berlin.“ Und der andere fuhr fort: „Auf solche Leute rechnen wir, die müssen heran zu unserem Unternehmen. Können wir aus eigenen Mitteln ein paar Millionen auf den Tisch legen, so kommt der Rest von selbst. Und denken Sie mal vor allen Dingen an den Effekt. Was werden der alte Kaiser und Bismarck sagen, wenn wir beweisen können, aus den Händen des alten soliden Bürgertums wird das neue Berlin dargeboten, das das neue Deutsche Reich würdig repräsentieren soll? Na, Herr Redlich!“

Der Tischlermeister hatte diese Aklamation des eleganten Dr. von Raschlow kühl angehört und nahm nach seiner Gewohnheit zwischen seinen Pfeifenzügen eine Prise. „Herr Doktor, lieber Schwiegersohn, Sie überschätzen mich. Hunderttausend Taler sind viel Geld, die kann ich nicht ohne weiteres ausbringen. Da müßte ich manche Hypothek kündigen und manche Forderung müßte einkommen.“

„Ach, das ist alles Nebensache,“ riefen die beiden Herren, „die Hauptsache ist, daß Sie wollen, daß Sie für ganz Berlin ein Zeichen geben. Der Kaiser, der Kanzler . . .“

„Na, na, meine Herren,“ unterbrach er sie. „Daß der alte Kaiser und Bismarck sich für Ihre Pläne begeistern werden, das glaube ich nun nicht. Ich habe schon im Palais gearbeitet und Majestät hat bei solchen Gelegenheiten auch mich angerebet. Und mir steht heute noch fest in meinen Gedanken, was der alte Herr sagte: „Lieber Meister, ich heffe, niemand wird sich von dem Milliardensegem die Augen blenden lassen, am allerwenigsten die Handwerker. Die Arbeit muß oben bleiben.““ Rein der Kaiser bleibt in seinem alten Palais, wo er schon ein Menschenalter wohnt, und daß der Bismarck am liebsten nicht in Berlin ist, das wissen Sie doch ganz genau. Und nun der Reichstag? Ja, meine Herren, was soll denn der da draußen in Ihrem Neu Berlin? Das neue Deutsche Reich ist nicht auf Spekulation gegründet worden, und so lassen Sie den Reichstag man auch bei Ihrem Terrain aus dem Spiel. Da wird sich wohl im alten Berlin eine Stelle finden, wo er sich häuslich niederlassen kann. Nichts für ungut, meine Herrschaften, und jetzt wünsch' ich einen recht segneten guten Abend!“ Damit war der Meister zur Tür hinaus und die beiden Männer standen da und wußten nicht recht, was sie sagen sollten.

„Schade drum,“ sagte der elegante Dr. von Raschlow: „Ihr Herr Schwiegervater will sein Glück nicht sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

20. September 1914. Geplänkel in den Vogesen. — Reims wieder von den Franzosen besetzt. — Nochmalige Erstürmung der Totenschanze. In den Vogesen werden am Danon, bei Senones und bei Saals französische Angriffe zurückgewiesen. — Reims, das von den deutschen Truppen bei der strategischen Rückwärtskonzentrierung geräumt war, wurde wieder von den Franzosen besetzt. — An diesem Tage mußten die Oesterreicher die früher bereits genannte Totenschanze, die viel umstrittene serbische Höhe, nochmals stürmen. Und jetzt blieb dieser wichtige Punkt in österreichischen Händen.

21. September 1914. — Kämpfe im Westen. — Marschallinseln. Nachdem die deutschen Heere an der Aisne sich in festen Stellungen festgesetzt hatten, suchte Joffre den rechten deutschen Flügel zu umfassen. Von Paris aus sandte Joffre seine Truppen nordwärts und so kam es zum Kampfe bei Ronon, wo die Franzosen Tag um Tag ihre Umklammerungsversuche machten; die Deutschen wichen aus und so zog sich die Schlachtlinie immer mehr nach Norden. Bei Reims wurden nun die festungsartigen Höhen von Craonelle erobert und im Vorgehen gegen das brennende Reims der Ort Betheny genommen. Inzwischen hatte der deutsche Kronprinz die Offensive wieder aufgenommen. Varennes wurde im Sturm genommen und mit unsäglichem Mühen, in langen Waldkämpfen, arbeiteten sich die deutschen Truppen im Argonnenwalde vorwärts. Bei dem Angriff auf die Sperrforts südlich von Verdun wurde von den Deutschen siegreich der Ostrand der vorgelagerten Höhe von Cote Vorraine überschritten. — An diesem Tage wurden die Taten der „Emden“ bekannt, und zwar durch den genommenen und nach Kalkutta gesandten englischen Dampfer; in England war man arg bestürzt über die Taten des mit schier übermenschlichen Kräften ausgestatteten kleinen Kreuzers und man fahndete nun nach diesem nach allen Richtungen. Eine Heldentat war es gerade nicht, daß die Engländer die deutsche Funkstation auf Nauru (Marschall-Inseln) zerstörten. Diese Inselgruppe ward dadurch von jedem Verkehr abgeschnitten.

22. September 1914. Die Kathedrale von Reims. — Heldentaten zur See: Emden, Scharnhorst, Gneisenau und U-Boot 9 (Weddigen). An diesem Tage mußte die deutsche oberste Heeresleitung die feindlichen Lügen über den deutschen Barbarismus richtig stellen. Die Kathedrale von Reims war von deutscher Seite ausdrücklich als zu schonen bezeichnet worden. Man hatte dies auch streng befolgt, bis die Franzosen, die günstige Gelegenheit heimlich benutzend, zwar auf der Kathedrale die weiße Fahne zeigten, aber auf dem Turm einen Beobachtungsposten aufstellten; die Wirkung dieses Postens wurde sehr bald klar, als die deutsche Infanterie von französischer Artillerie mit großer Treffsicherheit beschossen wurde. Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als auf den Turm einen Schuß abzugeben, worauf sich der französische Posten schleunigst empfahl. Nun ging das Zetern der Feinde gegen die deutschen Barbaren los. Der deutsche Generalstab stellte den einfachen Sachverhalt fest, ferner daß nur der Dachstuhl des Turmes beschädigt sei und im übrigen Türme und Kathedrale unverfehrt geblieben waren. — Im Osten begannen die Russen ihre Operationen gegen die galizische Festung Przemyśl; 5 russische Korps waren am genannten Tage vor der Festung bereits versammelt. — Die „Emden“ ließ sich von den Engländern nicht so leicht fangen; sie erschien vor Madras und gab 9 Schüsse ab, durch welche erheblicher Schaden angerichtet wurde, dann dampfte sie wieder ab. Am selben Tage erschienen die deutschen Kreuzer Scharnhorst und Gneisenau vor Tahiti und beschossen die Stadt Papeete. Eine wadere Tat des deutschen Unterseebootes U 9 ist vom selben Tage zu melden. Nordwestlich vom Hoek van Holland beschloß Kapitänleutnant Otto Weddigen, der Kommandant des Unterseebootes, die drei englischen Panzerkreuzer Hogue, Aboukir und Gressy, so gründlich, daß sie sanken; als englische Torpedoboote anlangten, war das tapfere deutsche Boot längst und unverfehrt in Sicherheit.

23. September 1914. Fortsetzung der Kämpfe im Westen. — Lemberg. — Krupanj. Im Westen ist zusammenfassend zu berichten, daß die Umgehungsversuche des rechten deutschen Flügels durch die Franzosen fortgesetzt wurden, jedoch ohne Erfolg. — Wider Erwarten betrogen sich die Russen in Lemberg zunächst sehr manierlich; dennoch war man in der Stadt zuerst sehr niedergeschlagen, bis sich die Bevölkerung an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen begann. — In Serbien erreichten die Kämpfe bei Krupanj, die tagelang gewährt hatten, ihr vorläufiges Ende; die Oesterreicher setzten sich endgültig in den Besitz der beherrschenden Höhen an der Grenze, jenseits der Drina.

24. und 25. September 1914. Die eiserne Mauer und der Stellungskrieg. — Camp des Romains. — Aus den deutschen Kolonien. Eine Woche lang hatte das Ringen an der Aisne gedauert und den deutschen Truppen war es gelungen, sich in ihren Stellungen derart festzusetzen, daß selbst der französische Bericht zugibt, daß nunmehr an eine Umfassung der deutschen Heere oder eines Teiles nicht mehr zu denken sei. So zog sich denn bald vom Norden, vom Meere aus bis hinunter zur Schweiz eine eiserne Mauer, die zu durchbrechen die Feinde wiederholt aber erfolglos versuchten. Damit begann der Stellungskrieg, der Kampf der Schützengräben gegen die Schützengräben auf der ganzen Linie. Der Kampf gegen die Sperrforts ging weiter. Am 24. September wurde St. Mihiel südlich von Verdun besetzt und hier der Versuch der Maasüberschreitung gemacht, der zunächst noch nicht gelang. Am selben Tage wurden die Angriffe auf das Sperrfort Camp des Romains fortgesetzt. Am 25. September abends 5 1/2 Uhr begann der Sturmangriff auf das so hartnäckig verteidigte Fort. Es war ein furchtbarer Nahkampf auf Tod und Leben. Bis 8 1/2 Uhr vormittags des nächsten Tages dauerte der wütende Kampf, bei dem

die Deutschen jeden Schlupf- und Schleichwinkel förmlich ausräuchern mußten. In denselben Tagen zeigte sich bereits der Zeppelin über Ostende und Flandern, Furcht und Schrecken verbreitend. — In Riantschou begannen nun die ernsthaften Angriffe der Japaner. Am 24. September wurde die englische Niederlassung an der Walfischbai besetzt und zwischen Sandfontain und Warmbad erlitten die vereinigten Engländer und Südafrikaner eine Niederlage. In Ostafrika drangen bei Mombosa deutsche Truppen auf englisches Gebiet und es kam zu einem unentschiedenen Gefecht.

26. September 1914. Deutsche Durchbruchversuche. — Antwerpens Befestigungen. Von ihrer nördlichen Stellung aus suchten die Deutschen, indem sie zum Angriff übergingen, nachdem die Franzosen ihren Umgehungsversuch endgültig aufgegeben hatten, einen Keil in die französische Stellung hineinzutreiben und so diese zu durchbrechen. Die Spitze dieses Keiles war die kleine Stadt Albert, zwischen Peronne und Amiens gelegen. Namentlich bei Bapaume wurde heftig gekämpft und die Deutschen gewannen Boden. Gleiche Angriffsversuche wurden an der Maas gemacht. An diesem Tage, mittags 2 Uhr, erfolgte der Abzug der Besatzung des Forts Camp des Romains, in Anbetracht der tapferen Verteidigung mit militärischen Ehren. Die Beschießung der übrigen Sperrforts an der Maas ging weiter; Les Paroques und Lionville wurden bombardiert. Auch gegen Antwerpen begannen nun die deutschen Angriffe, gegen diese stärkste Festung der Welt.

27. und 28. September 1914. Kämpfe bei Albert. — Mecheln besetzt. — Ausfall aus Antwerpen und Beginn der Beschießung der Festung. — Die Russen in Lemberg. — Tjingtau eingeschlossen. — Kamerun gefallen. An beiden Tagen gelang es den Deutschen, in ihrem Durchbruchversuch bei Albert (zwischen Peronne und Amiens) Boden zu gewinnen. — Auf dem Wege nach Antwerpen liegt die Stadt Mecheln. Sie war zwar keine offene Stadt, war aber von den Belgiern zu einem Stützpunkt ihrer Verteidigung gemacht worden. Kein Wunder, daß nun der Ort mancherlei zu leiden hatte. An beiden Tagen tobte der Kampf um die Stadt, beiderseits setzte ein heftiger Artilleriekampf ein, bis am 28. September Mecheln von den Deutschen besetzt wurde. Die Stadt war fast menschenleer, aber kaum waren die deutschen Truppen eingerückt, als die Belgier mit Granaten und Schrapnells die Beschießung begannen. Während sich die Deutschen ansichtigten, den Angriff auf Antwerpen zu eröffnen, machten die belgischen Besatzungstruppen noch einen dritten und letzten Ausfall aus der Festung, an dem 70 000 Mann teilnahmen. Es galt, einen Versuch deutscher Truppen bei Termonne den Uebergang über die Schelde zu erzwingen, zu vereiteln. Die Belgier, zurückgeschlagen, verschanzten sich in Ordeghem, welche Ortschaft in Flammen aufging; schließlich wurden die Belgier auf Termonne zurückgeworfen. — Im Osten behaupteten sich die Oesterreicher nach 14tägigen hartnäckigen Kämpfen auf serbischem Gebiet, während in Lemberg die Russen ihr wahres Gesicht zu zeigen begannen. Ohne jede Veranlassung schossen am 27. September (Sonntags) die Russen auf Straßenpassanten und in die Häuser und es wurde bereits in den Wohnungen geplündert. — Die Japaner schlossen am 27. September die Festung Tjingtau vollständig ein, während es an verschiedenen Orten des Schutzgebietes zu Kämpfen kam, in denen die Deutschen hartnäckigen Widerstand leisteten. Am 28. September fand die erste große Beschießung Tjingtaus durch japanische und englische Schiffe statt. — Am 27. September mußte über Duala in Kamerun die weiße Flagge gehißt werden; die Kolonie mußte sich nach dreiwöchentlichem tapferen Kampfe der englisch-französischen Uebermacht ergeben.

29. und 30. September 1914. — Ende der Kämpfe bei Albert. — Die Russen in Ungarn. — Die Emden. — Japaner in der Südsee. Bei Albert erreichten die Kämpfe am 30. September ihr Ende; den Franzosen war es gelungen, eine Reihe Schnellfeurbatterien heranzuziehen, und so vermochten sie die Deutschen aufzuhalten, die ihren Zweck, einen Keil in die französischen Stellungen zu treiben, nicht erreichten. Am selben Tage wurden die Höhen von Roze und Fresnoy, nordwestlich von Ronon, den Franzosen entrissen; damit wurde der Kampf immer mehr nach Norden getragen. — Im Osten waren an diesem Tage bereits rückgängige Bewegungen der Russen an der Weichsel zu bemerken, während diese den Versuch machten, in Ungarn, über die Karpathenpässe gehend, einzufallen. — In diesen Tagen versenkte, wie eine Nachricht vom 30. September besagt, die Emden im indischen Ozean vier englische Dampfer und ein Kohlenschiff. Am 29. September erschienen in der Südsee (Marshall-Inseln) 5 japanische Schiffe und deren Truppen besetzten die Insel Jaluit; diese Insel wurde von den Japanern als Hauptsitz der deutschen Inselgruppe erklärt und unter japanische Verwaltung gestellt.

## Kleine Chronik.

Krossen a. d. Ober, 26. Sept. Der aus dem Felde beurlaubte Schausteller Soefel-Halle wurde beim Betreten eines Käfigs von einem Bären angefallen und zerfleischt.

— Ein lustiges Stückchen von der Musterung und Aushebung der unausgebildeten Landsturmpflichtigen wird erzählt. Der untersuchende Arzt hat sich eine ganz bestimmte Formel zurechtgelegt, um Versuche, freizukommen, zurückzuweisen. „Haben Sie Fehler?“ — „Jawohl, ich kann nicht gut sehen!“ — „Ach was, ich kann auch nicht gut sehen! Da der Herr Oberst kann nicht gut sehen! Der Herr Leutnant kann auch nicht gut sehen! Das macht nichts! Tauglich!“ Der Nächste: „Haben Sie Fehler?“ — „Ich habe einen Herzfehler!“ — „Ach was, ich habe auch einen Herzfehler, der Herr Oberst da hat einen Herzfehler! Das macht nichts. Tauglich!“ — Jetzt kommt ein Israelit an die Reihe. „Haben Sie einen Fehler?“ — „Ich bin meschugge!“ — „Ach was! Meschugge! Ich bin auch — — Ach so! Ach so! Garnisondienstfähig — Infanterie!“

## Literarisches.

Margret und Ossana. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Der neue Band der Ulstein-Bücher / 1 Mark. Dieser Roman, der Zartheit und Tragik hat, gedämpfte Schwermut und die Weihe großer Leidenschaft, malt in dichterischen Stimmungen das Land Tirol. Er beginnt in Meran, auf der Kurpromenade an der Passer, und er zeigt dem Blick das lachende Eischtal. Das ganze Tirol, von Innsbruck, wo Andreas Hofers Grabmal steht, bis hinab zum sonnigen Trient, vor dessen Kastell mit klingendem Spiel die Kaiserjäger vorbeiziehen. Nach den Schwestern Margret und Ossana ist der Roman benannt, den Töchtern des Barons Durazzi aus Gollan. Durch Gemeinschaft des Blutes und des Schicksals sind sie miteinander verbunden, die stille, scheue und die ungestüm begehrende. Sie haben dasselbe schwarze Haar, dieselben Augen, denselben Gang, und räselhaft lebt, als die eine stirbt, ihr Wesen in der anderen weiter. Ungewöhnlich reich ist Omptedas Roman an Menschentypen aus Schlössern und Städten dieser über alles schönen Gauen, die Habsburgs Grenzmark sind, dem lauernenden italienischen Feinde benachbart.

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag  
Th. Kleinböhl, Königstein im Taunus.